

Eine Wanderung durch die Heimat

Autor(en): **Poffet, Moritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Beiträge zur Heimatkunde / Verein für Heimatkunde des
Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften**

Band (Jahr): **10 (1936)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-956612>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine Wanderung durch die Heimat.

So unendlich viel, viel Schönes birgt sie die Heimat, Güter, die wir oft nicht sehen, nicht sehen wollen. Ja, gewiß, die Heimat stellt sich immer und wieder im gleichen Gewande vor, sie bleibt immer dieselbe. Schauen wir sie aber mit neuen Augen an, betrachten wir sie mit Augen der Liebe, der Anhänglichkeit, der Treue . . . oh, es ist immerzu jenes Einzigartig-Schöne, das seine mystische Anzugskraft auf ihre Menschen übt — die Heimat. Sie strahlt einen unwiderstehlichen Zauber aus, der selbst auf Weltentfernung in seinen Bann zieht. Ist das nicht wunderbar? Warum stellen wir die Frage, wenn wir Heimatkinder das so recht lieben, es schätzen, jenes kleine aber so hoffnungsgrüne Wesen heimatlicher Erde? Gehen wir hinaus und schauen wir uns ein Stück dieses Wesens an.

Die imposante Grandfey-Brücke ist das moderne Bindeglied zwischen zwei Bezirken, zwischen deutscher und welscher Gattung. Es dauert schon anständig lange, bis wir die Brücke, dieses Wunderwerk der Technik des zwanzigsten Jahrhunderts, überschritten haben, das mächtig, stark und doch wieder elegant, schwerelos schwebend das tiefeingeschnittene Flußtal in Riesenbögen überspannt. Doch wir sind nicht im Eisenzuge, der durch die magische Kraft der elektrischen Energie getrieben, dröhnend und rasselnd, eilig, eilig, wie der Zug der atemlosen Zeit selbst die Brücke begeht, nein, da auf dem Riesenbau verweilen wir und schauen das Tal mit seinem dichten Wald und die grünen Wasser der Saane. Ein prachtvolles Bild, besonders schön im Herbst, wenn der ganze Wald von Farben überschüttet ist. Da vermag sich so manches schönheitsdurstige Auge eines Menschen nicht satt zu trinken an so viel Herrlichkeit.

Da sind wir auf dem sommerlichen Lande! Dunkles Grün, fast ins Bräunliche übergehend, herrscht vor. Das heißt Reife und Höchstentfaltung aller Pracht in der sommerlichen Natur. Wir gehen an fruchtschweren, goldgelben Kornfeldern vorbei, die sich im Dunkelgrün der sie umgebenden Matten so schön ausnehmen. Vollreife ist darin, die scharfen Klängen, die Sensen

und Messer knicken den rauschenden Aehrenwall. Die Bauersleute, hart gebückt und an der glastenden Sonne arbeitend, legen die Aehren zu wohlgeordneten Garbenreih'n. Tückische Disteln stechen ihre arbeitsgewohnten Hände. Ja, der Landmann schafft im Schweiß seines Angesichtes; so muß er der Erde das tägliche Brot abringen. — Dornen und Disteln soll sie dir tragen. — Die Fruchtbarkeit des Bodens will erlistet, muß ergattert werden wie die Gunst eines eigensinnig Verschlossenen. Aber die Erde hat die gute und mit Sorge erlesene Saat aufgenommen, und aus dem winzigen Samenwesen ist ein dankbares, brottragendes Feld geworden. So ein Kornfeld führt immer zu tiefen Gedankengängen, es spricht eine beredte Sprache. Ein prächtiges Bild, diese Kornfelder der Heimat, sind sie doch so recht der Ausdruck einer fleißigen Bauernsamer.

Beim Weiler Balliswil biegen wir ab und durch einen Weg an Matten vorbei, wo Emdbürlinge auf Sonne warten, gelangen wir zum großen Chiemy-Wald. Wie uns der Tausendsäulensaal aufgenommen, sehen wir plötzlich ein Wasser glitzern. Ein Waldsee mit unzähligen Binsengrasbüscheln, zwischen denen sich das scheue Entenvolk bewegt und die schwarzen Bläßhühner gründeln. Das Tiefmoosseelein hat eine gewisse Berühmtheit seines Karpfenreichtums wegen. Doch soll auch dieser idyllische See der modernen Plankultur weichen. Er steht auf der Proskriptionsliste der für Arbeitsbeschaffung bezeichneten Naturwunder, und bald werden die stillen Wasser abziehen, wird das Schnattern und Trompeten der Wasservögel verstummen, werden die dumm-glitzenden Frösche auf dem Trockenen liegen und die Karpfen aufgehört haben, Leckerbissen für die vielen Angler zu sein. Gewiß, der Freund der heimatlichen Natur wird es mit Bedauern sehen, daß Güter dieser Natur verschwinden; aber wenn es sich darum handeln soll, Wertgüter für leidende Volksgenossen zu schaffen, dann mag es geschehen. Von den Schönheiten der Natur allein vermag ja der Mensch nicht zu leben.

Es ist aber doch ein stilles Bedauern, mit dem wir vom Tiefmoosseelein scheiden, um die Kapelle am Rande des Forstes zu besuchen. 's Waldegg-Chäppeli wird es genannt und ist ein kleines, schmuckes Gotteshaus, der Mutter Gottes geweiht. In

alter Zeit schon stand an der nämlichen Stelle eine Kapelle aus Holz, die aber vor ein paar Jahren ein Raub der Flammen wurde. Die stille Einsamkeit des Waldegg-Chäppeli hat schon manchen Wanderer zu beschaulichem Verweilen angeregt.

Wieder hat uns der Chiemy-Wald in seine weiten Hallen aufgenommen, nachdem wir eine weite Flur durchschritten haben. Zur Rechten unseres Weges und etwas abseits in einer sanften Mulde, von grünen Moospolstern eingerahmt, träumt ein Weierlein von Nixen und Feen. Hexenweiher hat es der Volksmund getauft; es soll da besonders in finstern Adventnächten nicht ganz geheuer sein. Da flammen rote Lichtlein auf und tanzen gespenstisch zwischen den Stämmen, das stille Wasser, wo weder Frosch noch Molch zu leben verlangen, teilt sich und dem Weierlein entsteigt, im weißen Haar, feuerrot die Augen, die Hexe. Wehe dem, der in ihr Reich kommt, er muß stetsfort im Kreise gehen und findet weder Weg noch Steg nach Hause. Hält er's nicht aus, bis bei Tagesanbruch die Angelusglocke von Düdingen läutet, dann nimmt ihn die häßliche Hexe zu sich in den Hexenweiher. Wer das Gruseln noch nicht verlernt hat, der wird sich abkehren vom unheimlich glücksenden Uferboden und den Weg durch den Forst fortsetzen.

Die letzten orkanartigen Stürme haben dem Wald arg zugesetzt, immer treffen wir ganze Lichtungen an, wo die Wurzeln und Strünke gefallener Baumriesen anklagend in die Höhe ragen. Gewaltige Holzmassen wurden gefällt und halfen damit auch die Absatzkrise auf dem Holzmarkt verschärfen.

Am Ausgang des Forstes — den die Leute auch Kapitelwald nennen, weil ein schöner Teil davon Besitz des St. Niklausstiftes ist — zieht sich ein großer Graben dahin, auf einem hohen Damm führt unser Weg darüber. Ein eisernes Kreuz steht da und erinnert an ein Unglück, wo ein Bauersmann tödlich, samt Brückenwagen und beiden Pferden, in die Tiefe stürzte. Im Graben schleicht träge ein braunes Wasser mit öligem Spiegel, der Aufluß des Düdinger-Moores.

Da sind wir schon am Moor! Eine große grüne und braune Fläche. Wie lieblich nehmen sich die weißleuchtenden Stämme der Birken inmitten all dieser Tonstufen von Grün aus! Heidelbeergesträucher haben sich auf den Torfbänken festgesetzt und

die herrlich mundenden, dunklen Beeren geben manch armem Frauelei ein kleines Verdienen. Im Hochsommer bietet das Moor einen wundersamen Anblick, wenn zum Grün noch das leuchtende Rosa der Erika- oder BrüsCHFelder kommt. Die Torfbänke, die dunklen Tümpel bergen ein mannigfaches Leben. Eine reiche Welt ist im mikroskopisch zu schauenden Plankton, verwirrend ist die Zahl an Moosen und Algen, an fleischfressendem Sonnentau, an Rohrkolben, den wir Buben einst «Moospopel» nannten und zur Feier des ersten August benützten. Da in den Tümpeln leben die Frösche und ganz kleine Fischlein, die «Moosbutzen», an denen wir weiland unsere ersten Anglerkünste versuchten. Ja, das ist eine eigene und herrliche Welt im Moor drunten.

Das Moor hat aber auch seine wirtschaftliche Bedeutung. Der Torf, oder die «Turben», wie wir uns heimatlich ausdrücken, ist ein Brennprodukt, das früher sehr geschätzt war. Ist auch die Blütezeit der Torfausbeutung vorüber, unsere Altvordern haben damit ihre Oefen geheizt und vielleicht, vielleicht werden ihre gescheiterten Nachfahren einmal wieder sich mit Torf begnügen müssen. Der modernen Kultur ist das Moor selbstredend ein Dorn im Auge, aber wo bleibt denn die Abwechslung des heimischen Landschaftsbildes, wenn alle noch bestehenden Schönheitswerte unserer Natur zerstört werden? Muß denn alles zum trostlosen Einerlei werden? Vergessen wir nicht über unserer spekulativen Gesinnung ein Mindestmaß von Ideal. —

Uebers Moor erreichen wir das hübsche Dörfchen Ottisberg, dessen Lage einfach beneidenswert ist. Da ist es schön hinauf zu blicken in die Berge, da schaut man den stufenartigen Aufbau unserer Heimat, von Mittelland zu Oberland, von den Vorbergen zu den Kalkbergen, und dann im Hintergrund dieses Bergbildes gleißen die Eisschlösser der Hochlandriesen. Ottisberg ist ein Fruchtgarten-Eldorado. Man möchte sich auch gleich in den breitedachigen Bauernhäusern seßhaft machen. Kehrt man den Rücken, dann schaut man hinüber nach Bärfischen mit seinem wundernetten Kirchlein, hinab in die grünen, rauschenden Saaneauen. In Ottisberg ist das Armenhaus der Gemeinde Düdingen, dem statten wir einen kurzen Besuch ab. Es schadet nichts, wenn wir diesen Armen und Aermsten, diesen am Leben

Zerschlagenen unsere Teilnahme bekunden. Der Anstalt ist ein mustergültiger landwirtschaftlicher Betrieb angegliedert, wo sich die Insassen der Anstalt täglich praktisch betätigen können, sofern es ihre Kräfte erlauben. Eine Kapelle steht da mit schlankem Türmchen, das von zwei Pappeln flankiert ist. Die Glasfenster im Innern tragen feudale Bauernwappen der Familien Hayoz und Buchmann, die einst hier in Ottisberg ihren Sitz hatten. Im Schloßbau, wo nun das Armenhaus untergebracht ist, soll es in früher Zeit arg gespuht haben, und eine riesige Feuersbrunst ist tief in die Annalen dieses heiteren Dörfchens eingegraben.

Ein Hohlweg führt von Ottisberg nach dem tiefer gelegenen Bonn. Aber bevor uns dieser aufgenommen hat, wenden wir uns unwillkürlich um, schauen noch einmal das verschwindende Dörflein, die weiten gepflegten Fluren und dann im Hintergrund die Berge. Ein seltsam schönes Bild der Heimat!

Da liegt es vor uns, von Felsen und Wäldern eingerahmt, Bonn in der Saaneau. Auf der Höhe der Sandsteinmauer herrscht der Berchfrit der Burg zu Vivers über das Land. Das ist ein Duft von Wald, von Wasser und saftiger Matte, ein Geruch von heimatlichen Bauernhäusern, von Baldrian und Thymian, da umfängt einem das Rauschen der nahen Saane, das Brodeln und Murmeln des Düdingerbaches, der hier seine allzu kurze Reise, angefangen mit der Lampratebene, mit der Vereinigung seiner Mutter, der Saane, beendet. Bonn ist berühmter Thermalkurort mit ausgezeichneten schwefel- und eisenhaltigen Wassern. Ein schwankender Steg führt hinüber in den Seebezirk und zur Burg hinauf. In Bonn waren früher die Mühlen. Noch steht die alte Oelmühle, wo die Nußkerne zu Oel gedrückt wurden, und die Getreidemühle von Bonn war früher, zur Zeit der Kornspeicher, die führende im weiten Umkreis. Hier in Bonn wohnt auch der Herrgottschnitzer am Oelberg, der seltsam schöne, holzgeschnitzte Grabmäler schafft, von denen eine Musterreihe am Oelbergfelsen zu sehen ist.

Der Oelberg ist ein altes Höhlenheiligtum, dem der Künstler Trüeb neuen und gefälligen Schmuck gegeben hat. Am Palmsonntag pilgern die Düdinger zum Oelberg, dem symbolischen Ort der Todesangst Christi.

Es ist immer das nämliche Lied des Baches, das uns auf der Weiterwanderung begleitet, aufwärts im Wiesental «Toggeliloch». Das hat eine eigene Bewandnis mit diesem Toggeliloch, aus dem das «Toggeli», eine Art Alp gestiegen sein soll, um die Menschen im Schlafe zu plagen. Wenn wir aber dieses anmutige und reizende Bild des Toggeliloches in uns aufnehmen, dazu diesen nimbushaften Sagenkranz hinzudenken, dann mag uns gar wohl abergläubisch die Versuchung kommen, zu glauben, daß dies Idyll schon eine Art Unterschlupf für gute, doch nicht für böse Geister sei. — —

Düdingen! Das Endziel unserer Wanderung. Haben wir so viele ungeahnte Eindrücke gesammelt, das große Dorf vermag sie nicht zu verwischen, wenn uns da die Heimat auch in etwas zu moderner Gestalt vor die Augen tritt. Es ist ja immer diese nämliche, grüne und über alles geliebte Heimat.

Moritz Poffet.